

JAHRBUCH SEXUALITÄTEN 2024

A yellow-toned illustration of two people sitting and talking. The person on the left is shown in profile, wearing glasses and a light-colored jacket. The person on the right is facing slightly towards the viewer, also wearing glasses and a patterned sweater. Their hands are clasped together in the center. The background is a solid yellow color.

QUEERER FILM
TRANSDEBATTE
LUISE F. PUSCH &
JOEY HORSLEY
LESBENLUST
MARKO MARTIN
KATHOLISCHE KIRCHE

WALLSTEIN

Jahrbuch Sexualitäten 2024

Jahrbuch Sexualitäten

2024

Herausgegeben im Auftrag der
Initiative Queer Nations
von
Jan Feddersen, Marion Hulverscheidt
und Rainer Nicolaysen



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagmotiv: Joey Horsley und Luise F. Pusch, 2023;
Illustration © Colo Kraft.

ISBN (Print) 978-3-8353-5725-9
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8725-6
ISSN (Print) 2509-2871

INHALT

Editorial	9
---------------------	---

Essay

MARKO MARTIN Kreuz & Quer Reisen Schwule anders? Fragmente einer sehr subjektiven Erfahrung	19
--	----

Queer Lectures

BLAKE SMITH UND TAE HO KIM Building a Gay World Michael Denny zwischen Arendt und Foucault	41
--	----

BJÖRN KOLL Warum queere Filme in Deutschland nicht gefördert werden Zahlen und andere Fakten zu einem kulturpolitischen Ärgernis	56
--	----

MARTINA LENZEN-SCHULTE Transformation braucht Information Nebenwirkungen und irreversible Folgen einer Geschlechtsangleichung	71
--	----

AARON GEBLER Geschichte als Argument? Zur Rezeption historischer Forschung in der Debatte um Geschlechtsidentitäten	86
--	----

SIGI LIEB In oder out: Wer ist wir, wer queer und wer gehört nicht dazu? Über das Integrieren, das Abgrenzen und die Veränderung von Begriffen und Kategorien	97
--	----

CHANTALLE EL HELOU Die Grenzen der Inklusion Warum lesbisch nicht in »queer« aufgeht	III
--	-----

Im Gespräch

»Ich habe nie aufgegeben, an eine glückliche, erfüllte Beziehung mit einer Frau zu glauben« Über die Schwierigkeit, für die eigene Art des Liebens keine Vorbilder und keine Worte zu finden, weil alles um eine herum dies nicht zuließ: in einer Kindheit und Jugendzeit in den fünfziger und sechziger Jahren. Und über die Zähigkeit, es doch zu einer der prominentesten Feministinnen und offen lesbischen Frauen zu bringen JAN FEDDERSEN im Gespräch mit der Linguistin LUISE F. PUSCH	125
---	-----

JOEY HORSLEY Unchained Melody (2009)	142
---	-----

Miniaturen

JAN FEDDERSEN, CLEMENS SCHNEIDER UND MANUEL SCHUBERT Interventionen und Alliierte Aktuelles zur Initiative Queer Nations	159
---	-----

JAN FEDDERSEN Unbeantwortete Fragen im schwulen Raum Zum Tod des Journalisten und Autors Martin Reichert	164
--	-----

THOMAS GROSSBÖLTING Von »heiligen Männern« und missbrauchenden Klerikern Was die Forschungen zu sexualisierter Gewalt in der katholischen Kirche zu einer Geschichte der Sexualitäten beitragen können	173
--	-----

MEIKE LAUGGAS

Übergriffe anzeigen oder: Wie geschieht Veränderung? 183

MICHAEL WUNDER

Leihmutterschaft – Zur Normalisierung eines Tabus 191

VOJIN SAŠA VUKADINOVIĆ

Das It-Girl der Vernunft als Echo der Verhältnisse
Heide Heinz (1939-2022) 199

RICHARD F. WETZELL

Vorfahren, Vorbilder
Über Matthew Lopez' Theaterstück »The Inheritance«,
das auf Deutsch auch in Münster und München
aufgeführt wird – eine Ode an schwule Sehnsüchte 208

MARION HULVERSCHEIDT

Que(e)re Perspektiven auf die Kunst
Eine Ausstellung im Schloss Wilhelmshöhe beleuchtet
Alte Meister aus neuer Perspektive 216

WIEBKE HOOGLIMMER

Wir Lesben auf Kreuzfahrt – eine Fotoromanza 224

Rezensionen

Mike Laufenberg/Ben Trott (Hg.): Queer Studies.
Schlüsseltexte (*Adrian Daub*) 245

Benno Gammerl: Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich
bis heute (*Thomas Weber*) 251

Laurie Marhoefer: Racism and the Making of Gay Rights.
A Sexologist, His Student, and the Empire of Queer Love
(*Norman Domeier*) 257

Samuel Clowes Huneke: States of Liberation. Gay Men between
Dictatorship and Democracy in Cold War Germany
(*Richard F. Wetzell*) 260

Dagmar Pauli: Die anderen Geschlechter. Nicht-Binarität und ganztrans* normale Sachen.	
Lydia Meyer: Die Zukunft ist nicht binär.	
Elizabeth Duval: Nach Trans. Sex, Gender und die Linke.	
Janice G. Raymond: Doppeldenk. Eine feministische Herausforderung an die Transgenderideologie.	
Hannah Barnes: Time to think. The Inside Story of the Collapse of the Tavistock's Gender Service for Children (<i>Till Randolph Amelung</i>)	269
Sandra Eder: How the Clinic Made Gender. The Medical History of a Transformative Idea. (<i>Ketil Slagstad</i>)	279
Madita Oeming: Porno. Eine unverschämte Analyse (<i>Norbert Finzsch</i>)	283
Herausgeber*innen und Autor*innen	288
Bildnachweis	294

Editorial

Auf der Vorderseite des leuchtendgelben Schutzumschlags dieses Jahrbuchs sind mit der deutschen Sprachwissenschaftlerin Luise F. Pusch und der US-amerikanischen Germanistin Joey Horsley zwei lesbische Frauen zu sehen, deren Biographien und deren gemeinsame Geschichte als Paar seit 1986 einen Schwerpunkt dieses Jahrgangs bilden. Die für das Cover von Colo Kraft angefertigte Zeichnung der beiden Protagonistinnen findet sich auch im Inneren des Bandes in der Rubrik »Im Gespräch«, die in diesem Jahr ausnahmsweise aus zwei Teilen besteht: dem 2023 geführten Interview von Jan Feddersen mit Luise F. Pusch sowie einem thematisch daran anschließenden autobiographischen Text Joey Horsleys aus dem Jahr 2009, der für die Erstveröffentlichung in diesem Jahrbuch ins Deutsche übersetzt und um einen 2024 verfassten Epilog ergänzt wurde.

Luise F. Pusch hat mit ihrer feministischen Sprachkritik Geschichte geschrieben; als erste Wissenschaftlerin propagierte sie das Binnen-I und schlug schon in den 1980er Jahren den Glottisschlag als lautliche Entsprechung vor. Anlässlich ihrer 2022 erschienenen Autobiographie »Gegen das Schweigen« berichtet die 80-Jährige im Gespräch über die fundamentalen Ängste ihrer Kindheit und Jugend in ultrahomophoben Zeiten, ihr allmähliches, sehr vorsichtiges Coming-out als Lesbe in den 1970er Jahren, ihre von Männern behinderte akademische Karriere, ihre Rolle als Pionierin auf den Gebieten lesbischer Memoirs, feministischer Linguistik und systematischer Frauenbiographieforschung. Kritisch äußert sich Pusch zur Art der Verwendung des Gender-Sternchens und zum Selbstbestimmungsgesetz. Ihr großes Thema ist nach wie vor, Frauen und Lesben sichtbar zu machen, zum Teil in gemeinsamen Projekten mit ihrer Frau Joey Horsley, mit der sie abwechselnd in Hannover und in Boston lebt.

Der autobiographische Text der 1940 geborenen Joey Horsley schildert eine ganz andere lesbische Geschichte als die Puschs, denn Horsley wurde ihr Lesbischsein erst nach vielen Jahren der heterosexuellen Ehe und Mutterschaft bewusst. Mit Mitte 40 sei sie schließlich für eine lesbische Liebe bereit gewesen. Horsley beschreibt, wie sie Pusch 1985 auf deren Vortragsreise durch die USA kennenlernte, wie beide im Jahr darauf als Paar zusammenkamen und in welcher Weise sie seither, seit mittlerweile 38 Jahren, ihre Beziehung bzw. Ehe transatlantisch leben.

Vor dem Hintergrund dieser beiden Lebensgeschichten mutet es besonders merkwürdig an, dass Pusch neuerdings, wie sie erwähnt, als »transfeindlich« beschimpft wird, *weil* sie sich seit Jahrzehnten für

Frauen- und Lesbenrechte einsetzt. Aus bestimmter queertheoretischer Sicht scheinen solche Kämpfe nicht nur überholt, sondern im Ansatz falsch zu sein. Kritisch gegenüber derartigen Perspektiven fragt Chantalle El Helou in ihrem Beitrag »Die Grenzen der Inklusion«, was eine junge Lesbe von der »queeren Community« zu erwarten hat, und kommt zu dem Schluss, dass das Lesbische eben nicht in »queer« aufgeht, wenn mit Letzterem nichts Sexuelles gemeint ist, sondern lediglich eine sich selbst attestierte, irgendwie geartete Andersheit; wenn »queer« sich vor allem über die Leugnung des binär-geschlechtlichen Körpers definiert und Homosexualität entsprechend als umgedrehte Imitation der Heterosexualität abgelehnt wird. El Helou plädiert dafür, Sexualität nicht als Identität misszuverstehen und die angemahnte Belanglosigkeit des Geschlechts nicht hinzunehmen, sondern das eigene Begehren – nach der je eigenen Triebstruktur – zu leben. Dem queeristischen Gebot der Inklusion setzt sie die Notwendigkeit exklusiver Räume gerade für Lesben entgegen.

Um solch einen exklusiven Raum geht es in einem vierten Beitrag zum Lesben-Schwerpunkt dieses Jahrbuchs: In ihrer Fotoromanza »Wir Lesben auf Kreuzfahrt« beschreibt Wiebke Hoogklimmer, wie befreiend und entspannt es sich anfühlen kann, als Lesbe eine Reise ausschließlich unter Lesben zu machen. Auf der Basis ihres während der Fahrt geführten Facebook-Tagebuchs und illustriert durch 14 Fotos (sowie eine Zeichnung von Daniela Heller) erzählt Hoogklimmer von Begebenheiten und Begegnungen auf einer Lesbenkreuzfahrt in der Karibik, die sie und ihre Frau 2023 unternommen und in sonst nicht möglicher Weise genossen haben.

Um Reisen geht es auch im diesjährigen Essay, in dem der Schriftsteller Marko Martin unter dem Titel »Kreuz & Quer« von seiner spezifischen Art berichtet, als schwuler Mann durch die Welt zu reisen und durch sexuelle Begegnungen mit anderen Männern ganze, oft sehr andere Lebenswelten kennenzulernen. Wohl nur schwule Reisende hätten praktisch überall auf der Welt die Chance, so seine erfahrungsgesättigte These, in kürzester Zeit in einen ethnisch wie sozial denkbar heterogenen Kosmos einzutauchen, der ohne schwule Kontaktaufnahme eben unzugänglich, in manchen Fällen geradezu hermetisch verschlossen bliebe. »Erfahrungsfreude« und »Erfahrungsdankbarkeit« kennzeichnen Martins Blick auf seine Abenteuer zwischen Beirut und Havanna, zwischen Kapstadt und Paris – und auf die vielen Geschichten, die ihm erzählt werden und die er, selbst in vielfache literarische Tradition eingebunden, schreibend weitergibt. Ein Postskriptum nach dem 7. Oktober 2023 gilt Israel, Marko Martins gefühlter zweiter Heimat, wo nach dem Massaker durch die Hamas die urjüdische Angst, an keinem Ort der Welt wirklich sicher zu sein, wieder sehr präsent geworden ist.

Die Rubrik »Queer Lectures« besteht in diesem Jahr aus sechs Beiträgen. »Queer« verstehen wir hier – wie die Initiative Queer Nations – als Sammelbegriff, der alle einschließt, die sich als schwul, lesbisch, trans oder anders denn als »klassisch-heterosexuell« verstehen, wobei etwa Schwules und Lesbisches in diesem »Queer« gerade nicht aufgeht, sondern als eigenständig bestehen bleibt. In diesem Sinne ist auch der erwähnte Beitrag von Chantalle El Helou, der sich kritisch mit Konsequenzen queertheoretischer Perspektiven auseinandersetzt, eine »Queer Lecture«.

Eröffnet wird die Rubrik von Blake Smith und Tae Ho Kim mit ihrem Aufsatz »Building a Gay World«, den sie auf Englisch verfasst und für die Erstveröffentlichung in diesem Jahrbuch ins Deutsche übersetzt haben. Im Mittelpunkt steht hier der 2023 verstorbene US-amerikanische Autor, Herausgeber und Schwulenaktivist Michael Denny, Mitbegründer und Mitherausgeber des Schwulenmagazins »Christopher Street« (1976 bis 1995), der in den 1970er und 1980er Jahren mit der Verlagsreihe »Stonewall Inn Editions« bei St. Martin's Press vielen schwulen Autoren die Tür zu einer breiteren Öffentlichkeit geöffnet hat. Als echte Entdeckung darf gelten, dass Denny als Protagonist und Vordenker der Schwulenbewegung nach Stonewall maßgeblich von seiner Mentorin Hannah Arendt beeinflusst war, bei der er in den 1960er Jahren in Chicago studiert hatte und die sein (dann nicht abgeschlossenes) Promotionsprojekt betreut hatte. Smith und Kim stützen sich unter anderem auf die bisher unbeachtete Korrespondenz zwischen Denny und Arendt – und gehen schließlich noch einen Schritt weiter, wenn sie die Wirkung der von Denny mitgeprägten US-amerikanischen Schwulenkultur auf Michel Foucault diskutieren.

»Warum queere Filme in Deutschland nicht gefördert werden« ist nicht nur der Titel von Björn Kolls Queer Lecture in diesem Jahrbuch, sondern in Frageform auch der Titel seines Offenen Briefs an die deutsche Filmbranche vom März 2023, der hier vollständig dokumentiert, kommentiert und durch weitere Zahlen, Analysen und Beispiele angereichert wird. Koll, der mehr als 30 Jahre lang als Filmverleiher und geschäftsführender Gesellschafter der Salzgeber & Co Medien GmbH tätig war, belegt mit einer Fülle von Details, dass queere Filme und queere Regisseur*innen gerade in Deutschland kaum eine Chance hätten, weil die Filmförderung in diesem Bereich minimal sei. Aus intimer Kenntnis der Materie attestiert Koll dem deutschen Kinofilm ein Diversitätsproblem und spricht von einem »kulturpolitischen Ärgernis«, dem die verantwortliche Staatsministerin für Kultur und Medien Claudia Roth und ihre Behörde endlich abhelfen müssten.

In ihrer Queer Lecture »Transformation braucht Information« schildert die Medizinjournalistin Martina Lenzen-Schulte Nebenwirkungen und irreversible Folgen von Geschlechtsangleichungen. Detailliert beschreibt sie, welche Operationen bei Angleichungen vom weiblichen zum männlichen und vom männlichen zum weiblichen Körper notwendig sind, welche Komplikationen und Langzeitfolgen auftreten können und wo standardisierte Verfahren überhaupt fehlen. Insgesamt plädiert Lenzen-Schulte dafür, dass Transitionswillige weitaus kritischer über die konkreten Konsequenzen so gravierender Eingriffe in ihre Körper aufgeklärt werden sollten als bisher, damit sie eine für sich adäquate Entscheidung treffen können.

Der Althistoriker und Politikwissenschaftler Aaron Gebler geht in seinem Beitrag »Geschichte als Argument?« der Frage nach, inwieweit historische Perspektiven für gegenwärtige politische Auseinandersetzungen – hier für die Debatte um Geschlechtsidentitäten – nützlich sein können, welche Probleme sich aber auch bei der Übertragung historischer Forschung auf heutige öffentliche Debatten ergeben. Im Vordergrund steht die Rezeption einer wissenschaftlichen Untersuchung über Geschlechtsidentitäten im prähistorischen Europa, die 2023 in einer britischen archäologischen Fachzeitschrift erschienen ist. Obgleich die Studie keinen belastbaren Beweis für nicht-binäre Geschlechtsidentitäten in besagter Zeit erbringt, sondern Möglichkeiten diskutiert, machten manche Medien daraus die stark verzerrende Meldung, nicht-binäre Menschen habe es bereits in der Steinzeit gegeben. Gebler hingegen zeigt an diesem Beispiel, wie voraussetzungsvoll solche Forschungsergebnisse zu interpretieren sind und wie vieldeutig sie bei wissenschaftlicher Herangehensweise bleiben.

Die Diversity- und Kommunikationsberaterin Sigi Lieb beschäftigt sich in ihrer Lecture »In oder out« mit den praktischen Konsequenzen einer Queertheorie, die Geschlecht zu einem Sprechakt macht und damit alle anderen Geschlechtsbegriffe »infrage und auf den Kopf« stellt. Wenn demnach »queer« oder »trans« ist, wer sich so benennt, so ergeben sich daraus neue, fundamentale Konflikte. Lieb geht der Verschiebung, Vermischung und Aneignung solcher und anderer Begriffe und Kategorien nach und konstatiert eine inzwischen extrem polarisierende Debattenkultur, in der es häufig nicht mehr um den Inhalt geht, der geäußert wird, sondern um die Person, die spricht. Lieb plädiert für ein freieres Diskussionsklima und dafür, Geschlechtsidentität zu respektieren, ohne aber geschlechtliche Körper, ihre biologischen Unterschiede und damit verbundenes Begehren zu ignorieren.

In der Rubrik »Miniaturen« finden sich neun Texte, wobei der Jahresbericht des Vorstands der Initiative Queer Nations wie gewohnt am

Anfang steht. Darin enthalten ist eine noch immer schockierende Nachricht: Am 26. Mai 2023 nahm sich der Journalist und Autor Martin Reichert im Alter von 50 Jahren das Leben. Für das »Jahrbuch Sexualitäten 2023« hatte er noch den Essay »Am Ende von Aids?« verfasst, basierend auf seiner einschlägigen Monographie über Aids in der Bundesrepublik, die 2018 bei Suhrkamp erschienen war. In seinem Nachruf »Unbeantwortete Fragen im schwulen Raum« würdigt Jan Feddersen den langjährigen »taz«-Kollegen und Freund Martin Reichert, der erst Anfang 2023 zum »Spiegel« gewechselt war, und betont, wie wichtig es selbst in einer linksalternativen Tageszeitung wie der »taz« war, mit einem Kollegen so etwas wie einen schwulen Raum (des Sprechens) bilden zu können. Es ist ein persönlicher, ein schwuler Nachruf – und einer, der Fragen formuliert, die offenbleiben müssen.

Große mediale Aufmerksamkeit hat in den letzten Jahren das Thema sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche (und jüngst auch in der evangelischen Kirche) gefunden; inzwischen belegen wissenschaftliche Studien Ausmaß und Kontexte der Delikte. Im Juni 2022 legte eine von Thomas Großbölting geleitete Forschungsgruppe zur Aufarbeitung von Fällen sexuellen Missbrauchs im Bistum Münster ihre Ergebnisse vor; ebenfalls 2022 erschien die von Großbölting verfasste Monographie »Die schuldigen Hirten«. Für das »Jahrbuch Sexualitäten« geht ihr Autor, seit 2020 Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, der Frage nach, was die Forschungen zu sexualisierter Gewalt in der katholischen Kirche zu einer Geschichte der Sexualitäten beitragen können. Er analysiert die katholischen Grundlagen des Missbrauchs und des Vertuschens, macht aber zugleich deutlich, dass sich die Untersuchung des Phänomens Kindesmissbrauch nicht auf bestimmte Akteursgruppen und Institutionen beschränken kann, sondern dass hier viel breiter gesellschaftliche Vorstellungen, Leitbilder und Erwartungen in den Blick genommen werden müssen.

In einer weiteren Miniatur informiert Meike Lauggas über die Arbeit der 2019 gegründeten Anlauf- und Beratungsstelle der österreichischen Filmschaffenden #we_do! (im Namen angelehnt an #MeToo), die von Diskriminierung und Belästigung Betroffenen, sei es sexueller, rassistischer, homophober oder anderer Art, Unterstützung bietet. Über die individuelle Hilfe hinaus definiert #we_do! einen Kulturwandel in der Filmbranche als ihren expliziten Auftrag, da die hier vorhandenen strukturellen Bedingungen Machtmissbrauch besonders begünstigten.

Auf der Grundlage des Koalitionsvertrages der Ampelregierung wurde im März 2023 eine »Kommission zur reproduktiven Selbstbestimmung und Fortpflanzungsmedizin« eingesetzt, die nicht nur »Möglichkei-

ten der Regulierungen für den Schwangerschaftsabbruch außerhalb des Strafgesetzbuches«, sondern auch »Möglichkeiten zur Legalisierung der Eizellspende und der altruistischen Leihmutterchaft« prüfen soll. Mit Letzterem setzt sich Michael Wunder in seinem Beitrag »Leihmutterchaft – Zur Normalisierung eines Tabus« kritisch auseinander. Wunder gibt zu bedenken, dass bei dieser Frage nicht so sehr die Kinderwunscherfüllung schwuler Paare oder auch »Life-Style-Motive« im Vordergrund stehen dürften, sondern viel stärker die Instrumentalisierung der Leihmütter und die schwer abschätzbaren psychischen Folgen für aus Leihmutterchaft hervorgehende Kinder berücksichtigt werden müssten.

Vier weitere Texte zählen zur Rubrik »Miniaturen«: Abgesehen von Wiebke Hoogklimmers erwähneter »Fotoromanza« porträtiert Vojin Saša Vukadinović die 2022 verstorbene, weitgehend unbekannt gebliebene Theoretikerin, Autorin und bildende Künstlerin Heide Heinz als »It-Girl der Vernunft«; Richard F. Wetzell stellt unter dem Titel »Vorfahren, Vorbilder« das 2018 in London uraufgeführte, auch auf deutschen Bühnen gespielte Theaterstück »The Inheritance« (»Das Vermächtnis«) von Matthew Lopez als intelligente Auseinandersetzung mit schwuler Kultur, schwuler Geschichte und schwuler Gegenwart vor; und Marion Hulverscheidt berichtet über die von Dezember 2023 bis März 2024 im Schloss Wilhelmshöhe in Kassel gezeigte Ausstellung »Alte Meister – que(e)r gelesen«, die anhand bekannter Kunstwerke alte Sehgewohnheiten und Interpretationen infrage stellt und zeigt, dass queere Fragestellungen auch in arrivierten Museen Einzug halten.

Der Rezensionsteil umfasst in diesem Jahr sieben Besprechungen, darunter eine Sammelrezension von Till Randolf Amelung, der fünf Neuerscheinungen zum Thema »Trans« vorstellt und gleich zu Beginn konstatiert, nie seien in einem Jahr mehr deutschsprachige Titel zu Trans erschienen als 2023, insbesondere in den großen Verlagshäusern. Für seine Rezension hat Amelung eine Auswahl von Büchern getroffen, die nicht nur wichtige Positionen in der Transdebatte abbilden, sondern sich auch in ihrer grundsätzlichen Haltung gegenüber Trans unterscheiden.

Insgesamt weist der Besprechungsteil wieder ein weites Spektrum an Themen und Einschätzungen auf. Rezensiert werden folgende 2022 oder 2023 erschienene Bücher: der von Mike Laufenberg und Ben Trott herausgegebene Sammelband »Queer Studies«, der aus dem Englischen übersetzte »Schlüsseltexte« bereitstellt; Benno Gammerls Überblicksdarstellung »Queer. Eine deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis heute«; Laurie Marhoefers Band »Racism and the Making of Gay Rights«, in dem es um Magnus Hirschfelds 1930 begonnene Weltreise und das Verhältnis zu seinem chinesischen Freund Li Shiu Tong geht; Samuel Clowes

Hunekes Monographie »States of Liberation. Gay Men between Dictatorship and Democracy in Cold War Germany«, die die Geschichte schwuler Männer in West- und Ostdeutschland von 1945 bis 1990 gemeinsam behandelt; Sandra Eders Studie »How the Clinic Made Gender« – eine »Medical History of a Transformative Idea«, die auf Krankenakten der 1950er und 1960er Jahre aus dem Johns Hopkins Hospital in Baltimore basiert; und schließlich Madita Oemings Buch »Porno. Eine unverschämte Analyse«, das dazu beitragen soll, den Platz von Pornographie in unserer Gesellschaft neu zu bestimmen.

Wir danken allen Autor*innen herzlich für ihre Mitwirkung, ebenso den beiden Illustratorinnen; wir danken den Mitgliedern der Initiative Queer Nations und dem Verein Folsom Europe e. V. für die finanzielle Förderung dieses Jahrbuchs, der »taz« für die Ermöglichung der »taz Queer Talks« und dem Wallstein Verlag für die wie stets wunderbare Zusammenarbeit.

Berlin/Kassel/Hamburg, im März 2024
Jan Feddersen
Marion Hulverscheidt
Rainer Nicolaysen

Essay

Kreuz & Quer

Reisen Schwule anders?

Fragmente einer sehr subjektiven Erfahrung

MARKO MARTIN

Wer redet, schreibt und reist denn da? (Check your privileges). Von Ludwig Marcuse stammt die gewitzte Bemerkung, dass er seine bundesdeutschen Schriftstellerkollegen, die sich permanent gesellschaftskritisch und warnend äußern, gern einmal etwas Zusätzliches fragen würde: Wovon lebt *ihr* eigentlich in all dem vorgeblichen Elend, liebe Leute – wie etwa ist es um *eure* Miet- oder Eigentumswohnungen bestellt, wann und auf welche Weise geht *ihr* auf Reisen? (Weshalb der jüdische Exilheimkehrer Ludwig Marcuse im Unterschied zu seinem Namensvetter Herbert Marcuse, Erfinder solch slogan-fähiger Verkürzungen wie jener von der »repressiven Toleranz«, mit seinen klugen, eleganten, kritischen und vor allem selbstkritischen Büchern hierzulande *keine* Schule gemacht hat, wäre mehr als eine Überlegung wert, würde jedoch vermutlich vom Thema wegführen.)

Deshalb zuerst diese Frage: *Wie* reisen schwule Autoren, wenn sie keine Auflagen-Millionäre oder Rentiers sind? In meinem Fall war es eine Konstruktion, die eigentlich bis zu Beginn der Covid-Pandemie fast vollständig trug, inzwischen aber einer Modifikation bedürfte: Reisereportagen für Zeitungen und Zeitschriften, häufig als Rohform für spätere Erzählungen – und dabei fast immer die Möglichkeiten zu Begegnungen, die auch noch nach Jahren im Gedächtnis bleiben. Vor allem dann, wenn der Chronist anschließend auf eigene Kosten noch länger in Stadt und Land geblieben ist, von Vorzeigehotels in entschieden kleinere Unterkünfte wechselnd, die eigentlich stets nur drei Qualitäten aufweisen sollten: eine zentrale Lage in möglichst nicht allzu unsicherer Gegend, ein Zimmer mit Bad ohne Schlieren und Kakerlaken, sowie – dies vor allem – eine Rezeption, die angesichts von Besuchern nicht augenbrauenhebend nachfragt oder gar Verbote ausspricht.

Zu den Privilegien. Diese sind in der Tat zahlreich und von vielfältiger Ausformung. Und zwar nicht allein dann, wenn man aufmerksam genug ist, das Bild des schwulen, womöglich sich gar subversiv dünkenden Reisenden in den größeren Rahmen des *männlichen westlichen Reisenden* einzufügen. Ohne Frage ist es nämlich für einen sogenannten »Cis-Mann« noch immer weit einfacher und gefahrloser, an unbekanntem Orten um-

herzustreifen als etwa für eine Transperson oder eine lesbische oder heterosexuelle Frau. (Eine jener strukturell fortdauernden Ungerechtigkeiten, die es auch jenseits verbal politischer Korrektheit immer wieder zu erinnern und zu beschreiben gilt – als Mindestes, was *man* tun kann.)

Da in Zeiten der Globalisierung allerdings längst nicht nur Westler reisen und sich die außereuropäischen (schwulen) Traveller keineswegs allein aus der Kaste jener asozial raffgierigen lokalen »oberen Zehntausend« rekrutieren, könnte auch der Begriff des »Privilegs« lebenspraktisch aufgefächert, ja vielleicht sogar ein wenig unterminiert werden.

Was nämlich, wenn gerade diejenigen, die ihn permanent als Kampfbegriff verwenden, von einer Art fortdauernder okzidentaler Hybris befallen wären? »Wir« als die fortgesetzten und selbstverständlich bösen *Masters of the World*, »wir« ökonomisch Dominierenden und sexuell Ausbeutenden, »wir« manipulierenden Herrscher über die Seelen und Körper des »Globalen Südens«. Wäre es überinterpretiert, in solch pauschaler Selbstgeißelung, die übrigens den derart Geißelnden im hiesigen Kulturbetrieb ein nicht zuletzt finanziell lukratives Aufmerksamkeitskapital plus Distinktionsgewinn verschafft, gleich zweierlei manifestiert zu sehen – den unreflektierten Wahn, alles hänge von »uns« ab, bei gleichzeitiger, geradezu völkischer Homogenisierung sowohl dieses »uns« wie auch eines als Opfer-Einheit missverstandenen »Globalen Südens«?

Wer einmal, sagen wir zum Beispiel in Havanna, der sexuell geradezu zum Gotterbarmen Ausgehungerten aus der sogenannten »Ersten Welt« von Toronto bis Brüssel ansichtig geworden ist und ihres nahezu verzweifelten Hechelns hinter selbstbewusst sarkastisch-zynischen karibischen Halbgöttern, wer alsdann in Bars und Cafés zum Ohrenzeugen larmoyanter Geschichten über ungetreue Juans und verschwenderische Pablos wurde, wird wohl ab da hinter dem westlichen Selbstbild eines angeblich all-dominanten Mir-gehört-die-Welt ein *sehr* dickes Fragezeichen setzen. Dies auch dann, wenn die allzu schmeichelhafte Omnipotenz-Beschreibung ins reziprok Negative kippt und nun als post-koloniales Schreckbild fungiert, dabei jedoch lediglich den alten Größenwahn perpetuierend. Nicht zufällig aber werden jene tristen Körper-Käufer von ihren Kunden, die tatsächlich *alles* durchschauen, »blancos pobres« genannt, im sinnlichen Sinn tatsächlich »arme Weiße«.

Womit freilich eine skandalös fortdauernde ökonomische Kluft nicht schöngeredet werden soll. Im Gegenteil. Denn auch wenn etwa in Lateinamerika oder Südostasien Begriff und Realität eines »Agism« kaum Bedeutung haben: Mehr oder minder bejahrte Westler (oder zum Beispiel in Bangkok auch schwerreiche Sextouristen aus den Golfstaaten), die in diesen Gegenden – oft mit logistischer Hilfe einheimischer Mittelsmänner –

Jugendliche oder gar Minderjährige sexuell ausbeuten, fallen gewiss *nicht* in die Kategorie eines »Privileg-Austauschs«. Es wäre dem sich als *queer* bezeichnenden Szene-Debattenraum jedenfalls zu wünschen, sich mit dieser noch immer größtenteils verschwiegenen Wirklichkeit schwulen Sex-Tourismus einschließlich brutaler Pädophilen-Kriminalität irgendwann mit ähnlicher Verve auseinanderzusetzen, wie es bereits getan wird in Bezug auf reale oder auch nur imaginierte »Mikroaggressionen« oder falsche/fehlerhafte/verletzende/ausgrenzende Namensgebungen innerhalb der eigenen, sich als progressiv verstehenden Community.

Wenn es jedoch wirklich ein positives Privileg gibt – präziser wäre wohl von einer Möglichkeit, einer Chance zu sprechen – die wohl einzig schwule Reisende nutzen können, dann dieses: in kürzester Zeit rasant in diverse Welten und in einen ethnisch wie auch sozial denkbar heterogenen Kosmos einzutauchen. Auch wenn es banal klingt und hier quasi zur Küchen-Psychologie die Bett-Soziologie hinzukäme: Die Zigarette danach öffnet Türen sonder Zahl. (Dass hinter diesen Türen vor allem im »Globalen Süden« dann keineswegs intakte Strukturen oder, wie es rechts und links beunruhigend unisono heißt, »autochthone Kulturkreise« zu bestaunen sind und auch der viel gescholtene, vermeintlich hyper-präsente Westen häufig einfach durch Abwesenheit glänzt – es ist nicht die geringste jener Entdeckungen, die der Autor solchen Begegnungen verdankt. Später im Text wird noch ausführlicher die Rede sein von jenen faszinierenden Glückssuchern, Landflüchtigen, Nein-Sagern und Tropen-Rastignacs – und, nicht zuletzt auch dies, von den bestens informierten und gutgelaunten Verspottern einer westlich-akademischen Bigotterie, nach welcher ein Ausschweifen in andere Länder und Milieus angeblich nie anders als »kulturell übergriffig« sein kann.)

Freilich gibt es gewisse Voraussetzungen. Auch auf die Gefahr hin, etwaige Befindlichkeiten zu verletzen, kann der Chronist nicht umhin, aus eigener Erfahrung (und aus der Gestimmtheit jener, die er kennenlernte) gewisse Schlüsse zu ziehen. Sollten diese als unziemlich selbstgerecht oder – wie das jüngste Benimm-Wort lautet – »ausgrenzend« wahrgenommen werden, wäre selbstverständlich eine Entschuldigung angebracht. Doch je nun – es *sind* nun einmal die als Privileg (oder Lebensglück) erlebten Präferenzen, welche die selbst gegangenen Wege um die Welt markieren.

Denn zweifellos: wie befreiend, von den eigenen Vorlieben her *kein* Tonio Kröger oder Gustav von Aschenbach zu sein und mehr oder minder unglücklich den jeweils Unerreichbaren hinterher schwärmen zu müssen. Sich deshalb auch nicht in seelischen und/oder erotischen Konstellationen zu verfangen, an deren Anfang und Ende die erwartbare Zurückwei-

sung stünde – entweder durch tumb Robuste oder durch fragile Epheben. Dazu als rettungslos *Gesichtsfixierter* weder von Darkrooms noch vom anonymen Body-Gemunkel in dunklen Gebüsch anbezogen. Des Weiteren auch ganz und gar kein Fan jenes toxischen Gemischs aus Gewalt und Unterwerfung, wie es etwa den Maler Francis Bacon dazu brachte, sich in finster-engen Gassen herumzutreiben und danach zu *suchen*, zusammengeschlagen zu werden. (Mitunter, wenn sich partout kein nächtlicher Schläger fand, hatte der berühmte und solvente Maler-Star sogar extra für den ihn stimulierenden Punch-Service bezahlt.)

Stattdessen die immense Erfahrungsfreude, die »schlimmen Jungs/chicos malos/mauvais garçons/bad guys« auch ohne solches Brimborium kennengelernt zu haben in den Bars, Saunen und Straßen von Marseille, Paris, Mexico- oder Guatemala-Stadt, Quito, Kapstadt, Beirut und Bogotá. Noch einmal: eine nicht zuletzt ob ihres literarischen Potenzials geradezu ausgelassene (und später zu formende) Erfahrungs-Dankbarkeit, doch keinesfalls eine renommiersüchtige Leporello-Liste. Da all diese Mitmenschen, die ein früherer Exotismus als »Mulatten, Mestizen, Indios, Zigeuner, Mischlinge« bezeichnet hätte und deren heutige westliche, als »ethnisch achtsam« intendierte Benennungen oft ebenfalls in skurriler Differenz zu *ihren* souveränen Selbst-Definitionen stehen, doch stets auch noch etwas anderes waren und sind, als es Klischee, Projektion oder Lustangst suggerieren. Menschen, die vor allem *nicht* wahrzunehmen wären als sprechende Pappfiguren und »Belege« für jene hiesigen neoliberalen, neorechten, altlinken oder woken Diskurse und Doktrinen, die – wie einst die katholische Kirche mit ihrem Verweis auf die »Ersünde« – ganz genau zu wissen vorgeben, wie (schlecht) es um Mensch und Gesellschaft bestellt ist und weshalb dem so sei.

Stattdessen Reise-Begegnungen, die sich glücklicherweise nicht *auf den Begriff herunter-bringen lassen*. Gewitzte Hochstapler (einer mit dem romanesken Namen Juan Isidro Casilla schaffte es als Gucci-Fake-Modell sogar auf die Seiten gediegener Schweizer Medien). Mitteilungsmotivierte Sprösslinge lateinamerikanischer Killer-Obristen und ausbeuterischer *Latifundistas*. Edel-Escorts in Rio de Janeiro, die an ihren *days off*, an denen sie keine korrupten Senatoren aus Brasilia zur Kasse bitten, in die Rolle von altruistischen Kumpels schlüpfen und zum gemeinsamen Essen einladen auf einem Doppelbett, das inmitten ihres Ipanema-Apartments thront, vis-à-vis des riesigen Flachbildschirms, über den gerade die neueste Telenovela-Folge auf *TV Globo* flattert. Oder junge Palästinenser, die sich in Tel Aviver Sauna-Kabinen mit israelischen Soldaten auf Wochenendurlaub vergnügen – ohne dass dies dann auch nur in irgendeine Nahost-These *einzuordnen* wäre.

Weder Rousseau noch Karl Marx oder Adam Smith, keine religiösen Traktate und auch nicht die anderweitigen Erweckungs- oder Erklärungsschriften à la Ayn Rand, Michel Foucault, Frantz Fanon, Friedrich Hayek, Pierre Bourdieu, Didier Eribon, Samuel Huntington, Edward Said oder Judith Butler könnten zur Gänze erklären, weshalb Menschen sich auf diese oder jene Weise verhalten, welche Melange aus Vor-Prägungen, Hintergrundgedanken und Augenblicks-Emotionen jeweils »greift«. (In diesem Zusammenhang noch einmal der formidable Ludwig Marcuse: »Jeder Satz, der mit ›Der Mensch ist ...‹ beginnt, war immer der Beginn eines Fehlurteils. Es müsste heißen: ›Der Mensch ist *auch* ...‹«)

Eine weitere Chance oder Herausforderung – um hiermit die ausführlich, wenngleich längst nicht vollständig umkreiste Vokabel *Privileg* zu verlassen – läge in der Zurückweisung hektischen Networkings wie auch vorwurfsvoller Verschmocktheit zugunsten eines Reisens, dessen einfache Grundmelodie Neugier heißt. (Welche Rolle dabei Lektüren spielen, soll weiter unten diskutiert werden.)

Vielleicht ließe sich sagen: *Schriftsteller auf Reisen* – das geht nicht immer gut. Weder für den Autor noch für den Text, sofern dieser denn geschrieben wurde in der Montur eines Kultur- und Literaturbetriebs, dessen Usancen zu beachten schon aus Karrieregründen ratsam scheint: Auslands-Stipendien, Stadtschreiber-Posten, unzählige vom Goethe-Institut organisierte Reisen und Veranstaltungen. So manchen der Verfertigungen, die in Folge solcher *Vermittlungen* entstanden sind, merkt man die institutionelle Rahmung bis in die letzte Zeile an. Wie auch nicht, wenn die auserwählten Autoren oft schon vor dem Einchecken am Flughafen erwartungsvolle oder ängstliche Klümpchen bilden, sodann im Flieger/im Transferbus/in der Hotellobby oder abends im Garten des Goethe-Instituts hauptsächlich damit beschäftigt sind, über abwesende (und selbstverständlich absurd überschätzte) KollegInnen zu lästern, die ausgebliebene Total-Wertschätzung des eigenen Werks durch die schnöde Journaille wortreich zu beklagen, oder – Häppchenteller in der linken, Weinglas in der rechten Hand, Mayorest auf den Lippen und häufig mit nicht zu knapp Mundgeruch – um einflussreiche Lektoren/Agenten/Literaturkritiker und »Goethe-Leute« herum zu schwänzeln, damit in Zukunft vielleicht noch ein »Nachfolge-Projekt« zustande käme oder zumindest eine weitere Podiumsdiskussion, auf der die deutschsprachige AutorInnenenschaft dann kundtun könnte, was sie der versammelten Milljöh-Welt in puncto Krieg und Frieden, Klimaschutz und Inklusion so alles mitzuteilen hat. Kein Zufall, sondern geradezu zwingend, dass die Bewohner der jeweiligen Länder – früher »Eingeborene« geheißten, inzwischen mit der

nicht minder paternalistischen Vokabel »locals« bedacht – dabei lediglich Staffage bleiben, nach Beendigung der Klassenreise irgendwie literarisierend und auch gern »globalisierungskritisch« zusammengebosselt aus dem Gewürzhändler vom gemeinsam besuchten Markt und dem Fahrer des Ausflugs-Pickups, dessen in rudimentärem Englisch vorgetragene Lebensweisheiten der blassen Runde hinten im Wagen ein ums andere Mal ein begeistertes Glucksen entlockt hatten.

Ich selbst habe dieses *setting* nur im Inland beobachten können (leider oder auch zum Glück) – es spricht jedoch nichts dafür, dass all jene, die nach solchen »Goethe-Reisen« maliziösen Bericht gaben, übertrieben hätten. Umso mehr, als ich vor einigen Jahren hier in Berlin zumindest Teilzeit-Zeuge davon geworden war, wie sich – Überraschung! – vor allem schwule Autoren diesem tristen Marionettentheater entzogen hatten. Um quasi das fortzuführen, was bereits in den sechziger Jahren der aus Buenos Aires nach Westberlin gereiste polnische Exil-Autor Witold Gombrowicz als die beste und gleichzeitig sinnlichste Exit-Strategie entdeckt und danach in seinem Tagebuch »Kronos« festgehalten hatte: Lieber mit irgendeinem Günter-ohne-Nachnamen im Tiergarten herumtollen anstatt im »Café Kranzler« die deprimierende Erfahrung machen, dass der dröge Grass auch in Sachen Philosophie eine Art Blindgänger war.

Also hatten sie sich zu später Abendstunde – unter den unbeschreiblich irritierten Blicken der hiesigen Kulturschranzen – irgendwann aus dem Berliner Literaturhaus, dem Literarischen Colloquium am Wannsee und der damals noch in Pankow ansässigen Literaturwerkstatt verabschiedet und waren in Richtung Schöneberg und Tom's Bar aufgebrochen: der irische Schriftsteller Colm Toibin, der französische Romancier Jean-Noël Pancrazi sowie sein israelischer Kollege Benny Ziffer. Natürlich nicht gleichzeitig und nicht einmal im gleichen Jahr – wahrscheinlich kennen sich die drei gar nicht persönlich –, doch mit einer jedes Mal vergleichbar eleganten Chuzpe, deren Anblick pure Freude gewesen war. (Womit, der Ehrlichkeit halber sei's hinzugefügt, die visuelle Moment-Komplizenschaft des Chronisten auch schon ihren Abschluss gefunden hatte: In welche Abenteuer oder Episoden des Fleischlichen sich die drei ihm eher unansehnlich Scheinenden da gerade zu stürzen anschickten, wollte er sich entschieden *nicht* vorstellen.)

Hoffen wir, dass die formidablen Autoren – von denen zwei durchaus dem Typus der Einstecktuch- und Seidenhalstuchträger angehörten – dann bei ihren Ausflügen dem guten Geist der Subversion treu geblieben und nicht etwa in die fatale Versuchung geraten waren, mangelnde physische Attraktivität durch ein »I'm a novelist«-Getue auszugleichen. (Unschwer zu erraten, dass sich die Berlin-Besuche der drei demnach in den

späten neunziger und frühen Nuller-Jahren abgespielt hatten, zu einer Zeit also, als mit einem Analog-Ding namens *Buch* und einer Beschäftigung als Bücherschreiber noch einigermaßen zu prunken war, wenigstens theoretisch und in gewissen Momenten beim entsprechenden Gegenüber.)

Obwohl dieser *heterodoxe* Text trotz seines in Maßen mäandernden Hybrid-Charakters natürlich *kein* Vademecum sein soll, dennoch dieser Tipp: Am besten – und literarisch am ertragreichsten – reist es sich ohne Präntention und strangulierend pampernde Institution. Ein Beispiel aus der eigenen Reisekoffer-Werkstatt (erneut mit der Voraus-Entschuldigung, sollte dies als zu egozentrisch empfunden werden). Im Jahr 2016 war ich für sechs Monate zum »Stadtschreiber Breslau/Pisarz Mijeski Wroclaw« geworden. Die stipendiumsvergebende deutsche Osteuropa-Institution in Potsdam kümmerte sich vor allem um die Digital-Logistik meiner Blog-Einträge und Fotos, die auf Deutsch und in polnischer Übersetzung erschienen. Weshalb ich in den zweimal pro Woche geschriebenen Miniatur-Essays anstatt sogenannte »Kulturhauptstadt-Events« zu beschreiben eher vom mitternächtlichen Geschehen in einem gewissen »Cactus Club« erzählte – aus Potsdam hatte man deswegen nur ein einziges Mal nachgefragt, und meine in Wroclaw lebende Übersetzerin war nach anfänglicher Verwunderung längst zu einer guten Freundin geworden. Eher konsterniert reagierten dagegen die polnischen »Cultural Event-Manager«, die vermutlich eine permanente Jubel-Berichterstattung über *ihre* sommerlichen, in Wahrheit EU-finanzierten »Kulturhauptstadt«-Events erwartet hatten, von denen freilich viele in ihrer vagen Oberflächen-Avantgarde-Progressivität auch in jeder x-beliebigen anderen Stadt hätten präsentiert werden können. So manche in der ostentativ englisch kommunizierenden Kultur-Administration waren queere Metropolen-Hipster – was deshalb auch ein kleines Lehrstückchen darüber bot, dass gewisse Schnittmengen in Bezug auf politische und sexuelle Identitäten nicht überbewertet werden sollten. (Eine Erfahrung, die sich in anderen Städten/Ländern/Kontinenten auf vergleichbare Weise wiederholt: Wie viele *schwule* Rezeptionisten, Kellner, Verkäufer oder Reiseführer hatten nach *Dienstschluss* süffisant von *schwulen* Reisenden und deren enervierendem Gehabe erzählt, öffentlich ausgetragenen Paar-Zwist, Beschwerden über Kleinigkeiten en masse und vor allem von jenem geradezu pervers-lustvollen Dissen der sozial niedriger Gestellten – da man doch gerade im »Globalen Süden« und auch ohne Psychologiestudium sofort entdeckt hatte, an welcher Stelle es all den so unangenehm verzickt-frustrierten Galeristen-Journalisten-Manager-ITlern wirklich juckte. In diesem Fall nun tatsächlich ein *Privileg*, mit solchen Geschichten über die Jahre und Jahrzehnte immer wieder

beschenkt zu werden – als recht nützliches Antidot zum post-infantilen, mürben Narzissmus so manch schwuler Außendarstellungen, bei denen es zuvörderst darauf anzukommen scheint, sich von der sogenannten Mehrheitsgesellschaft entweder für das vermeintlich freiere, wildere, erotischere Leben beneiden zu lassen – und/oder moralische Pluspunkte zu sammeln ob der eigenen »sexuellen und gesellschaftlichen Außenseiter-Existenz«. Die auf ihre Weise perfide Macht ausübenden Reisenden, von denen man mir derart ausführlich erzählte, waren jedoch weder sinnenfrohe Traveler noch eingeschüchterte Marginalisierte. Merke: So manche Stereotype besitzen nicht zu knapp Realitätsgehalt – man sollte lediglich der Versuchung widerstehen, *pars permanent* für *toto* zu nehmen.)

So waren es, zurück in Breslau/Wrocław, dann um Mitternacht im »Cactus Club« die ebenfalls schwulen Studenten/Facharbeiter/Kontraktkräfte mit Auslandserfahrung von Dublin über Barcelona bis NRW und Brandenburg, die aus ihren Einschätzungen des ganzen Kulturhauptstadt-Rummels kein Hehl machten: weiße oder grieselige Leinwände, die mit römischen Ziffern beschriftet waren oder über die kreischende Straßenbahnen fuhren als abgeschmacktes Realitäts- und Kunst-Fake, während sie selbst trotz ihrer intellektuell-professionellen Fähigkeiten und polyglotten Gewitztheit mitunter gleichzeitig drei Jobs annehmen mussten, um auch nur einigermaßen über die Runden zu kommen. All das, was sie dort an der Bar oder in den Danach-Gesprächen in den Kabinen erzählten, hätte sich wohl nur schwerlich tagsüber mit Notizbuch und Mikrofon *recherchieren* lassen, auch wurde eher von sozialer denn sexueller Ausgrenzung berichtet, mit nicht zu knapp schockierenden Anekdoten über in Deutschland Ost und West weiter wuchernde antipolnische Resentiments. Und doch war der Ort, an dem ich von all dem erfuhr, nicht zufällig eine *gay location*. (Inklusive solch lustiger Wodka- oder *post coitum*-Fragen, ob der deutsche Besucher eventuell an die Jungfrauschafft der Muttergottes glaube.)

Manche wussten – ich hatte es auf Nachfrage erzählt –, welche Art Tätigkeit ich für ein halbes Jahr in der Stadt ausübte. Einige kommentierten, ich sähe gar nicht aus wie ein Schriftsteller, während ein vorwitziger Germanistik-Student von der Wrocławer Uni den wohl schönsten Gag machte: Wo ich denn publiziere, aha, in der »Anderen Bibliothek« – für eine *richtige* Bibliothek habe es also bislang nicht gereicht ... Mein Gelächter, das auch deshalb so laut ausfiel, weil ich mir die Mienen jener KollegInnen vorstellte, wäre *ihnen* derlei Despektierliches widerfahren.

Ironischerweise kam das eher Schmallippige von einem Auswärtigen. Da war nämlich auch jener reisende nordamerikanische Slawistik-Doktorand, der alsbald verärgert monierte, dass ich offenbar überhaupt keine

local queer writer kannte, sondern lediglich – von ihm »als straight-mainstream« katalogisierte – Autoren wie Wisława Szymborska, Czesław Miłoz oder Adam Zagajewski. (Von fern aus Krakau hörte ich Freund Adams helles und freies Lachen ob dieser Wiederkehr des ewig rigiden Kultur-Kommissars, diesmal zur Abwechslung in der Camouflage des Diversitäts-Beauftragten.)

Cactus Club der interpretierten Dichter, Geschichten ganz nach dem Geschmack des zugereisten Chronisten: War doch da auch jener Typ mit Hoodie und in Jogginghose, der sich irgendwann auf dem mit Filz belegten Boden vor der Videoleinwand im *sala kinowa* (in dem gewiss keine Kieslowski-Holland-Wajda-Filme gezeigt wurden) eben jener Hoodie-Jogginghose entledigte, *danach* jedoch noch Lust zum Gespräch verspürte, sich als Magister-Romanist aus Poznań vorstellte und während unseres kleinen Parcours durch die europäische Gegenwartsliteratur plötzlich zu singen anhub, lauter als die Kopulationsgeräusche über uns auf der Leinwand. »*Je suis malade, complètement malade ...* und so malade nur wegen Ceau-șes-cu, schreibt Her-ta Mül-ler ...« *Quel hommage!*

Wäre dies (Wortfindungen färben mitunter ab) ein abgewogener »mainstream essay«, die Überleitung zu den Reise-Lektüren käme geradezu zwingend. Allerdings schiebt sich zuvor noch ausgerechnet Louis de Funès ins Erinnerungsbild. Genauer: zwei charmante Spitzbuben, die ihn im Munde führten, um einen allzu nassforschen Franzosen auf Abstand zu halten. Der Chronist hatte die beiden Schwarzhaarigen in einer Bar hinter dem Centre Pompidou getroffen, von wo die wilde Autofahrt in Richtung nächtliches Palais Royal ging und von dort hinüber in die Rue Sainte-Anne. »*Nous sommes des Gens du voyage/Wir sind fahrendes Volk*« riefen Fahrer und Beifahrer in souveränem Gleichklang, während eine mit Whisky-Cola-Whisky gefüllte Plastikflasche nach hinten gereicht wurde, wo der Gast neben einem Berg voll eingeschweißter Kleidungsstücke samt Kleiderbügeln saß. Angekommen vor der schwulen Nachtsauna – zuvor noch blitzschnell in die Hocke gegangen zum Nachjustieren des schräg herabbaumelnden Auto-Nummernschildes – bestanden die zwei Großherzigen darauf, ihren Gast auch weiterhin einzuladen. Was sich anfangs freilich schwieriger darstellte als erhofft: Eine, zwei/drei/vier Kreditkarten glitten aus den Jogginghosen, doch keine wurde vom Lesegerät des weniger misstrauisch denn nachtschlafenden schauenden Rezeptionisten akzeptiert. Bei einer weiteren hervorgezauberten Karte funktionierte es schließlich, und so standen die drei nur wenige Minuten später einträchtig unter den belebenden kalten Duschstrahlen, einander zuprustend und bereits in verbaler Vorbereitung anderer Aktivitäten, in den Kabinen im Obergeschoss. Plötzlich näherte sich ihnen ein mageres,

doch geradezu militärisch auf seinen nackten Fußsohlen ausschreitendes Männlein, reckte seine Hühnerbrust und sagte, nein: forderte mit krähen-der Stimme, bei ihnen mittun zu können. Worauf der eine Schwarzhaarige (und *das* war der eigentliche Höhepunkt der Geschichte, auch wenn diese schließlich erst in den frühen Morgenstunden enden sollte) den Kopf mit eleganter Geste und wie in Zeitlupe aus dem Duschstrahl drehte und Folgendes mit großer Würde sprach: »Monsieur Louis de Funès, il faut s'abstenir«, auf Deutsch: »es gilt, darauf zu verzichten«.

Der imaginierte Gendarm aus dem 2ème Arrondissement zog klaglos ab, doch das fröhlich-freche Lachen zu dritt hallt nicht allein dank der Duschkacheln als Echo bis heute nach, über alle geographischen, sozialen und Zeitgrenzen hinweg – und nicht zuletzt hinein in die pikiert-betröp-pelt dreinschauenden Physiognomien all jener, die solche im wahrsten Wortsinn *freien* Geschichten mangels eigenen Erlebens weder gern hören noch lesen.

Lektüren. Das Wort war schon einmal gefallen – und gewiss nicht, um zu prunken. *Heterodox*, seit jeher in guter Nachbarschaft zum Heterogenen, spricht Vermischten. Der Jugendliche in der sächsischen Provinz, der in einem Zeitschriftenladen im Winter 1988 eine Reclam-Leipzig-Taschenbuchausgabe von James Baldwins »Giovannis Zimmer« aufgestöbert hatte, war nämlich danach beim Lesen nicht allein von der schwulen Liebesgeschichte des Romans angefixt worden. Denn da war ja auch die große Stadt Paris, ihre Romantik und ihr Schrecken, die sozialen Verwerfungen – einschließlich der Zwangslage des jungen italienischen Arbeitsimmigranten Giovanni, ausgenutzt von einem älteren Schwulen, welcher überaus wohlhabend war und auf eine ungut zynische Weise parlierte, wie man sie – aber das konnte der Jugendliche im Osten damals natürlich noch nicht wissen – noch heute in manchen Cafés im Marais-Viertel zu hören bekommt.

Danach: »Eine andere Welt«, erneut von James Baldwin. Die in einem Antiquariat im damaligen Karl-Marx-Stadt (heute wieder Chemnitz) aufgefundene Ausgabe des Ostberliner »Verlag Volk und Welt« war in hellgrauem Leinen gebunden, stammte aus den siebziger Jahren und enthielt ein besserwisserisches Nachwort eines DDR-Literaturwissenschaftlers, der Baldwin großzügig zugestand, trotz seines nicht-kommunistischen Hintergrunds »eine umfassendere Sicht auf die Liebesproblematik vollzogen« zu haben. (Das Schmunzeln des damals 18-jährigen Lesers ist inzwischen in ein nachdenklicheres Kopfwiegen übergegangen. Denn was – *horribile dictu*, aber nun ja: »dialektisch gedacht« –, wenn sich gewisse Elemente der alten Marxismusschule, skrupulös herauspräpariert,